



Abend und Morgen in Kasarun.

Von Hermann Norden.

Hermann Norden ist ein moderner Gletschertrotter und typisch für seine ganze großgigige Menschengattung. Einmal ist er auf den Salomonen, ein andermal kreist er im Malakischen Archipel umher, dann zieht er quer durch das dunkelste Afrika, und zurzeit befindet er sich auf Safari in Abessinien nach dem Hadsee. Hier schildert er Eindrücke aus dem Reich Schahs Nija. Der Aufsatz ist seinem Buch „Persien wie es ist und war. Mit Kamera, Auto und Flugzeug durch Nijas Königreich“ (Mit 59 Abbildungen und einer Karte. Gebietet Nr. 7., Ganzleinen Nr. 850. J. A. Brodhaus, Leipzig) entnommen, das dem Leser fesselnde Unterhaltung und schätzenswerte Belehrung über ein aufstrebendes interessantes Land verschafft.

Bei Sonnenuntergang war Kasarun erreicht, die bedeutendste Stadt zwischen Buschir und Schiras. Sie liegt am Fuß schneebedeckter Berge inmitten eines 15 Kilometer langen grünen Tals. Die Mehrzahl seiner 10.000 Einwohner sind kleine Bauern mit ihren Familien. Kasarun ist eine typische orientalische Landstadt und jetzt wieder in seine göttgewollte Schläfrigkeit zurückgefallen, nachdem die Welle aufreibender Geschäftigkeit der Kriegstage verweht ist. Damals wurden hier Tausende von Leuten für die South Persia Nile's ausgebildet.

Enge, winklige Straßen strahlen vom Marktplatz, dem Mittelpunkt der Stadt, aus. Auf der einen Seite liegt eine steinerne Karawanserei mit Kaffeehaus, das selber eine Art Gasthaus darstellt, da öfters die Reisenden ihre Schlaftrappe zwischen den Steinböcken ausbreiten, die das Dach tragen. Dicht daneben ist die Indo-Europäische Telegraphenstation, ein imposantes, zweistöckiges Gebäude. Auf dem Markt beginnt die Basarstraße, krumm, verwickelt schlängelt sie sich zwischen den offenen Läden und Wohnhütten der Kaufleute hin. Die Minarettis einer Moschee ragen hoch über die Häuser der Nachbarschaft. Kleine Kuppeln, die sich in Abständen auf einem der flachen Dächer erheben, lassen auf das Badehaus schließen.

So baute sich die Stadt einladend vor mir auf, als mein Auto vor dem Kaffeehaus hielt. Eine neue Stadt zu ergründen! Aber ich verschob die Bekanntschaft auf Morgen, zunächst brauchte ich Ruhe und Schlaf. Be-

freundete Babisten aus dem Irak hatten mir Empfehlungsbriefe an zwei Kaufleute in Kasarun mitgegeben, doch beabsichtigte ich nicht, ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Das Telegraphenamt versprach die beste Unterkunft, so daß ich, als wir vor dem Kaffeehaus von einer Menge Leute umringt wurden, die den Wagensitzer zu kennen schienen und mir verschiedene Schlafgelegenheiten aufdrängen wollten, erklärte, daß ich dorthin ginge. Safar überlebte das der fahrenden Menge und erklärte mir dann, der Telegraphenbeamte sei verreist, und in der Station gäbe es keinen Platz. Wir fuhren daher nach dem Hause eines der führenden Kaufleute der Stadt. Als ich dann am folgenden Tag den Telegraphenbeamten traf, stellte sich der Schwundel heraus. Safar hatte die Sache nach seinem Geschmack geordnet, da der Autobesitzer ihm erzählte, in dem Hause des Kaufmanns werde er bestimmt geistesverwandte Gesellschaft, Opiumraucher, antreffen.

Wir fuhren bis ans Ende der Stadt, an Regierungsgebäuden und Kasernen vorbei, und hielten schließlich vor dem geachteten Hause. Der reichste Mann der Stadt schien sowohl Bauer wie Kaufmann zu sein. Sein Besitzum lag an der Ecke eines Citrusbais, es glich einer kleinen Karawanserei. Ich trat durch einen unmelartigen Eingang und fand mich in einem ungepflasterten Hofraum, in dem wohl hundert Kamele Platz finden konnten, wenn sie sich erst hintereinander durch das enge Tor gezwängt hatten. Der Hof war mit Güterballen besät.

Die Wohnräume umsäumten den Hof, begannen aber erst etwa ein Meter über dem Boden. Andern und Berni (die Männerwohnungen) befanden sich auf der einen Seite, Küche, Dienerschaften und Geschäftsräume auf der andern, die dritte Seite zeigte kleine Zimmer für die Angestellten, und die vierte wurde als Warenlager benutzt. Also Wohnung, Geschäftshaus und Lagerräume in eins, ein fesselndes Bild.

Zwei junge Männer traten aus dem Berni, um mich zu begrüßen. Als der eine mein Empfehlungs schreiben gelesen hatte, ergoß sich ein Schwarm persischer Worte über mich; wie Safar mir dolmetschte, bot man mir unbegrenzte Gastfreundschaft

an. Der Herr des Hauses wäre gerade abwesend, doch hießen mich die beiden jungen Leute, von denen einer sein Beister war, herzlich willkommen. Ein Zimmer werde sofort für mich hergerichtet; ich möchte das Haus als mein eigenes betrachten.

Einige Diener gingen daran, den Raum zu säubern, wo bei meiner Ankunft die jungen Leute mit einigen Freunden Karten gespielt hatten. Safar stellte mein Bett und Waschgefäß auf und brachte mir meine Laterne vom Wagen; ein kostbarer Teppich wurde über den Tisch gebreitet; ich war daheim.

Aber meine Gastgeber waren neugierig und wünschten Neugierigkeiten von mir zu erfahren. Sie strichen um mich herum und blickten Safar mit der Uebersetzung ihrer Fragen und meiner Antworten ständig in den Augen, sogar während meines Abendessens. Daß sie etwas von der Welt wissen wollten, war nicht verwunderlich, denn ihre Kenntnis hörte in Buschir auf, wo beide erst einmal gewesen waren. Karatschi und Bombah kamen sie aus ihrer Geschäftskorrespondenz, und ihre Fragen drehten sich hauptsächlich um Geschäftsaussichten. Als der Hausherr ein wenig später ankam, merkte ich, daß auch er nur geschäftliche Interessen hatte.

Gegen Mitternacht fuhr ich erschreckt aus dem Schlaf auf. Pfeifenknallen, Glöckchenklang, das Scharren vieler Füße drang vom Hof in mein Gemach. Ich hatte nämlich der frischen Luft wegen meine Tür offen stehen lassen. Safar hatte mich zwar gewarnt, man sei vor Diebstahl nicht sicher, aber er hatte versäumt, mir zu erzählen, daß man eine Karawane erwartete. Nun war sie mit einer Ladung Weizen aus dem Kaschpagaubiet eingetroffen.

Ich stand in der Tür und sah den Treibern und Knechten beim Entladen der Tiere zu. Einzelnen wurden dann die ledigen Tiere durch das Tor ins Freie geschickt. Nur durch einen Zufall, aber sie gehörchten, als wenn sie Menschenverstand hätten. Außer mir nahm niemand von den Neuankömmlingen Notiz. Keiner hatte sich die Mühe gemacht, das Bett zu verlassen. Keinem außer mir kam es zum Bewußtsein, daß ich hier die Zeituhr um tausend Jahre zurückdrehie.

Als ich mich von dem seltsamen Bild abwandte und wieder zu Bett legte, konnte ich wegen des Reders und Schreiens im Hofe nicht einschlafen. So sah ich mich im Zimmer nach einem Zeitvertreib um. Die jungen Leute hatten ein Kartenspiel zurückgelassen: zwanzig Karten in fünf Serien: Löwen, Damen, ein Liebespaar, Soldaten und ein Wächter zu Pferd. Sie waren unsern gewohnten Spielfiguren zu wenig ähnlich, als daß ich hätte versuchen können, mich mit einem Einzelspiel zum Schlafen zu bringen; später erfuhr ich jedoch, daß mit den persischen Karten ein dem Poker ganz gleiches Spiel gespielt wird. Ferner fand ich ein Brett für das Puffspiel, das die Perser etwa zur selben Zeit erfunden haben wie ihre indischen Nachbarn das Schach, und das noch heute volkstümlich ist.

Der Lärm im Hofe verstummte allmählich, und ich fiel in Schlaf. Bei Tagesanbruch erwachte ich aus einem Traum, daß ich in einem Pferdestall schlief, stand auf und kleidete mich an. Der Hof lag nun so still da wie bei meiner Ankunft, aber wie anders sah er aus! Stapel von Weizenhäfen reichten bis zu meinem Zimmer empor, riesige Haufen Kamelmist lagen überall. Zafar hatte recht gehabt: mit seinem Rat, ich sollte die Tür schließen, wenn es

auch nicht Diebstahlsgefahr war. Ich lastete mich, über schlafende Männer stolpernd, quer über den Hof, schob den schweren Holzriegel am Tor zurück und stand auf der Landstraße.

Ein bleicher Mond stand noch am Himmel. Gerade gegenüber, viel näher als in Wirklichkeit, stieg der felsenhüchliche Berg in die rosa Morgenwolken empor. Auf den Feldern jenseits der Straße rasteten Kamel. Ich zählte fünfzig und schätzte auf viel mehr. Einige weideten, andere lagen in der typischen ungelösten Ruhelage, die mich immer wieder überrascht. Ob diese Lasttiere überhaupt wissen, was Ruhe ist? Einige Junge drängten sich an ihre Mütter, um zu trinken.

Zwischen den ruhenden Tieren erblickte ich Haufen von gelbbraunem Tuch, die wie Sattelflässe aussahen. Bei genauerer Betrachtung erwiesen sie sich als die Charwardars und Schotoris, die unter ihren Wollmänteln Seite an Seite mit ihren guten Freunden, den Kamelen, schliefen. Ich trat vorsichtig auf, um sie nicht zu wecken, und machte beim Weitergehen eine neue Entdeckung. Unter den Schlafenden befanden sich auch Mütter mit Kindern, sogar Säuglingen. Bald wurde die Szene lebendig. Einer nach dem andern erwachte, richtete sich auf und

begann sein Tagewerk. Sie gossen sich Wasser über die Hände und wuschen das Gesicht. Lagerfeuer wurden angezündet. Man bereitete Tee, holte große Scheiben Brot aus dem Gepäck und begann zu essen. Die Kamelen stellten sich wie zur Parade nebeneinander auf; sie schienen zu wissen, daß ein neuer Tagemarsch begann. Sie blinzelten mit ihren schwermütigen Augen, streckten die langen Hälse, als ob sie einen Schmerz abschütteln wollten, und begannen mit Wiederläuten.

Weil ich nicht als neugieriger Fremder unter diesen Leuten erscheinen wollte, ging ich weiter, beabsichtigte aber noch nicht, nach Hause zu gehen. Eine halbe Stunde lang folgte ich einem Hirten, der seine Herde auf die Weide führte. Sein Hund war einer von den sehr wenigen, die ich bis dahin in Persien gesehen hatte.

Die Sonne war aufgegangen, als ich zurückkam, und das bunte Durcheinander des Hofes, das ich im Morgengrauen nudentlich gesehen, lag nun im hellen Sonnenschein. Die Weizenhäufe waren nicht mehr einfache Säcke. Sie strahlten in Schönheit: Streifen und Blumenmuster in Grün und Gelb, in Blau und Rot, solide Webearbeit, prächtig genug, um als Teppiche für die Veranda der Sommerhäuser vermögender Leute zu dienen.

Angsttraum.

Nacht war es, und die Herren Delegierten der vorbereitenden Abrüstungskonferenz schliefen ruhig in ihren Betten. Da sandte GOTT durch SCHNUR Engel ihnen einen ad hoc verfertigten Traum . . .

Sie standen auf einem hohen Berge und sahen die Völker friedlich nebeneinander wohnen.

(Zwanzig- bis sechzehn Millionen.) Von Kanonen, Giftgasen und Bajonetten wußten nur noch die historisch Gebildeten. Einen einzigen Panzerkreuzer gab es noch auf der Welt:

in einem Anbau des Deutschen Museums lag er vor Anker und konnte Mittwochs und Sonntags von 11 bis 3 Uhr

besichtigt werden. An seinem Gesichtsmaß hing ein Transparent: „Friede auf Erden!“

Das Militär war überall abgeschafft, desgleichen — da nicht mehr vorhanden — sämtliche Uniformen und Kriegsdrommeten. Die ganze Welt wimmelte von Zivilisten. Es gab keine Rüstungsindustrie mehr, keine gefährdeten nationalen Belange, keine patriotisch begeisterte Presse, keinen Geheimfonds, keine Spionage-Abteilung, keinen Feldwebel, keine Reservisten-Depots . . .

Da sahen die Herren Delegierten der vorbereitenden Abrüstungskonferenz und sprangen wütend aus ihren Betten und richteten gemeinsam eine äußerst scharfe Erklärung an GOTT:

Daß sie nicht nötig hätten, durch Filme von derartig aufreizend pazifistischer Tendenz ihre wohlverdiente Nachtruhe sich rauben zu lassen, und daß sie im Wiederholungsjahre zu strengsten Repressalien greifen müßten . . .

Und in der nächsten Sitzung sahen sie fort, in ihrer bewährten Weise abzurufen.

Das Höschen.

In einem guten, vollbesetzten Lokal Münchens ist's geschehen. Viele hundert Augen haben sie gesehen, klar und deutlich und im hellsten Lampenlicht. Die Dame und die Höschen. An sich wäre weiter nichts dabei. Alle Höschen. An sich wäre weiter nichts dabei. Kleidungsstück. Das ist ihre ureigene Sache und geht niemand etwas an. Aber hier ist's etwas anderes. Hier fehlt der schwingende Oberrock. Und die Höschen präsentierten sich in vollster Defektheit. Wie gesagt, im hellsten Lampenlicht. Und da muß man doch sagen — aber man muß die Sache der Reihe nach erzählen.

Zwei Damen betreten das Lokal. Beide lassen sich am Tisch nieder, bestellen ihren Koffa. Dann wird's der einen zu warm, sie zieht ahnungslos und arglos ihren Mantel aus und hängt ihn hinter ihren Stuhl. Und plötzlich richten sich Hunderte von erstaunten, entsetzten, fragenden und — schmunzelnden Augen auf sie: Die Schöne hat eine tadellose Bluse an, und anschließend daran — Höschen. Nichts weiter. Die darübergehörende Rockhülle fehlt. Die junge Dame hat zu Hause vergessen, den Rock anzuziehen. Sie merkt es nicht. Sie sieht nicht die großen, harten Blicke, sie hört nicht das Rauschen und Klüstern. Sie sitzt ruhig und in behaglicher Sicherheit da und schlürft ihren Kaffee.

Ein Herr geht auf sie zu. Ein Berechtigter, Autorisierter. Der Herr Geschäftsführer. Mit ernstem, diskrettem Gesichtsausdruck und verhalten würdevollem Gang. Wie es die Situation verlangt. Und mit leisem, mildem Nachdruck macht er die Ahnungslose aufmerksam auf das, was da ist, und auf das, was nicht da ist.

Die junge Dame will in Ohnmacht fallen. Eine Stuhlleuchte schießt ihr ins Gesicht, hilflos blickt sie nach unten, greift hastig nach ihrem Mantel und hüllt sich die Knie damit ein. Feil und eng. So sitzt sie da und wagt nicht, sich zu rühren. Aufstehen und den Mantel anziehen? Unmöglich! Mit den eingewickelten Knien durchs Lokal gehen und den Ausgang gewinnen? Spießruten laufen? Niemals!

Endlich reicht man ihr einen zweiten Mantel. Sie zieht ihn unter Assistenz freundlicher Hände an, und verläßt nun fluchtartig, aber unter einwandfreier, bedender Hülle, den Schauplatz.

Das ganze ist in der Faschingszeit geschehen; also genießt die Schöne, der es passierte, mildernde Umstände in höchstem Grade. Außerdem — ganz im Vertrauen — war es ein hübscher Anblick.

Die Ehre ist gerettet.

Der Verlagsdirektor eines bekannten amerikanischen „Magazins“ ließ seinen Chefredakteur kommen und fuhr ihn in größter Aufregung an: „Mister Snyder, in unserer letzten Nummer steht eine Novelle, die angeblich von einem gewissen „Z“ stammt. In Wirklichkeit ist es jedoch leider eine Arbeit von Rudyard Kipling, die vor etwa zwanzig Jahren in einem Kalender gestanden hat. Unsere Leser scheinen nicht so dumm wie Sie zu sein. Sie haben den Schwindel sofort durchschaut und entwürdigte Briefe an den Verlag geschrieben. Mich geht ja die Sache nichts an. Zehen Sie zu, wie Sie sich am besten herausreden können!“

„Das ist sehr einfach“, erklärte der Redakteur nach einigem Nachdenken.

In der nächsten Nummer des „Magazins“ stand auf der ersten Seite der folgende Vermerk:

Da unsere Zeitschrift bekanntlich nur von gebildeten Leuten bedorugt wird, haben wir einen Versuch gemacht, um unserer Konkurrenz diese Tatsache schwarz auf weiß zu beweisen. Im vorigen Heft haben wir unter einem Pseudonym eine wenig bekannte Novelle von Rudyard Kipling veröffentlicht. Unserer Erwartung gemäß hat der größte Teil unserer Leser den Scherz sofort durchschaut, und Hunderte von Zuschriften sind unserer Redaktion in diesem Sinne zugegangen. Damit ist der Beweis erbracht, daß unser „Magazin“ nur vom gebildeten Publikum gelesen wird. Der erste der Einsender, der uns auf diesen Irrtum aufmerksam machte, Herr Miller aus Chicago, hat den von uns angelegten Preis von 10 Dollar bereits überwiesen

erhalten. Allen übrigen Einsendern danken wir vielmals für ihre Bemühungen und bitten sie, auch in Zukunft unser „Magazin“ allen münd-

wertigen Zeitschriften vorzuziehen und an seiner weitesten Verbreitung mitzuwirken.“

Bodo M. Vogel.

Die Marquise.

Skizze von Emile Zola.

1.

Die Marquise schläft in ihrem großen Bett hinter den schweren gelben Atlasvorhängen. Als die Uhr mit hellem Ton zwölf schlägt, entschließt sie sich, die Augen aufzutun.

Das Zimmer ist lauwarm. Teppiche, Vorhänge an Türen und Fenstern machen es zu einem behaglichen Nest, in das die Kälte nicht eindringt. Angenehme Wärme und weicher Duft durchströmen es: ein ewiger Frühling.

Und kaum ist sie ganz erwacht, scheint sie von plötzlicher Sorge erfaßt. Sie wirft die Decken zurück und klingelt nach Julie.

„Gnädige Frau haben geläutet?“

„Sagen Sie, taut es?“

Oh, die gute Marquise! In welchem Ton hat sie diese Frage gestellt. Ihr erster Gedanke galt der entsetzlichen Kälte, dem Nordwind, den sie nicht spürt: der aber eilig über die armen Hütten der Armen wehen muß. Und sie fragt, ob sich der Himmel erbarnt habe, ob sie es mit gutem Gewissen bei sich warm haben dürfe, ohne an all die zu denken, die vor Frost zittern.

„Taut es, Julie?“

Die Jose reicht ihr das leichte Morgenkleid, das sie am Kamin etwas angewärmt hat.

„O nein, gnädige Frau, es taut nicht. Im Gegenteil, es ist noch kälter geworden. Eben hat man auf einem Omnibus einen Erfrorenen gefunden.“

Die Marquise freut sich wie ein Kind: sie klatscht in die Hände und ruft:

„O fein! Dann kann ich heute nachmittags Schlittschuh laufen gehen.“

2.

Julie zieht behutsam die Vorhänge zurück, damit das helle Licht nicht allzu plötzlich die empfindlichen Augen der entzückenden Marquise treffe.

Der bläuliche Schimmer des Tages erfüllt das Zimmer mit heiterem Licht. Der Himmel ist grau; aber von so hübschem Grau, daß der Marquise ihre perlgraue Toilette einfällt, die sie gestern Abend beim Ball im Ministerium trug. Das Kleid war mit ganz weißen Spitzen besetzt, genau wie die Schneestreifen, die sie jetzt auf den Dachziegeln unter dem fahlen Himmel bemerkt.

Sie war gestern Abend mit ihren neuen Diamanten ganz entzückt gewesen. Um fünf Uhr ist sie erst zu Bett gekommen. Jetzt sitzt sie vor einem Spiegel, und Julie hebt die blonden Haarwellen hoch. Der Friseurmantel gleitet herab und ihre Schultern entblößen sich bis auf den Rücken hinunter.

Eine ganze Generation schon ist beim Anblick dieser Schultern alt geworden. Seitdem, dank einer mächtigen Staatsgewalt, heitere Frauen sich defolletieren und in Tuilleries tanzen dürfen, hat sie ihre Schultern durch die Wirbel der offiziellen Salons spazierengeführt, mit einer Ausdauer, die sie zum lebendigsten Anhängerschild der Reize des zweiten Kaiserreichs macht. Sie mußte der Mode folgen, ihre Kleider bis zu den Hüften oder bis zu den Brustspitzen ausschneiden, mußte die Arme, Gräbchen, sämtliche Schätze ihres Wieders ausklammern, das wollüstige Wappen des Reichs.

3.

Die Schultern der Marquise zu beschreiben, ist nämlich überflüssig. Sie sind Gemein-

gut wie der Pont-Neuf (belebte Pariser Brücke). Achtzehn Jahre lang gehörten sie zu den öffentlichen Schaupielen. Sieht man im Salon, im Theater oder sonstwo nur ein kleines Stückchen dieser Schulter, so kann man hören: „Ach, das ist ja die Marquise! Ich sehe das schwarze Mal an ihrer linken Schulter.“

Uebrigens sind es sehr schöne, weiße, volle und aufreizende Schultern. Die Blide einer ganzen Regierung sind darüber geglitten und haben ihr größeren Glanz verliehen, gleich jenen Steinschnecken, die die Füße der Menge mit der Zeit glänzend schleifen.

Wäre ich ihr Gatte oder Liebhaber, lieber hätte ich den von den Händen der Bittsteller abgenützten Kristallknopf an der Tür zum Arbeitszimmer eines Ministers, als daß ich mit meinen Lippen diese Schultern berührte, darüber der heiße Atem des galanten Paris gegangen ist. Denkt man an die vielen tausend begehrenden Blide, die um sie herum aufgezuckt sind, so fragt man sich, woraus die Natur sie geschaffen haben mochte, daß sie nicht verwittert und abgerodet sind, gleich den nackten Statuen in den Gärten, deren Gestalt Wind und Wetter zerstreuen.

Die Marquise hat ihr Schlangengesicht beiseite gelegt. Sie hat aus ihren Schultern eine öffentliche Einrichtung gemacht. Und wie tapfer hat sie für die Regierung ihres Herzens gekämpft! Immer in der vordersten Reihe, überall zugleich, in den Tuilleries, bei den Ministerien und Vorständen und bei den einfachen Millionären, mit einem Lächeln hat sie Unschlüssige zurückerobert. Ihr Alabasterbrot stützt den Thron, in Tagen der Gefahr enthüllt sie kleine verborgene Winkel, die überzeugender wirken als alle Rednerkünste und entscheidender als Soldateneugen zu drohen vermögen; um eine Stimme an sich zu reißen, ist sie bereit, sich das Heud zu zerreißen, bis selbst die widerpenstigen Glieder der Opposition die Waffen gestreckt hätten.

4.

Am Nachmittag — Juliens Hände haben ihre Schuldigkeit getan — ist die Marquise in einem entzückenden polnischen Kostüm Schlittschuh laufen gegangen. Sie läuft wundervoll Schlittschuh.

Zu Bois (Pariser Waldchen) herrscht eine Hundekälte, der Nordwind weht pridelnd um die Nasen und Lippen der Damen, als würde seiner Sand ihnen ins Antlitz geschleudert. Die Marquise lachte; es machte ihr Spaß, zu frieren. Ab und zu ging sie zu den Kohlenpfannen, die am Rande des Tees standen, und wärmte sich die Füße. Dann lehrte sie in die eisige Luft zurück und glitt wie eine Schwalbe, die am Boden streift, über die weite Fläche.

Wie schön und wie gut, daß es noch nicht taut! Die Marquise wird noch die ganze Woche Schlittschuh laufen können.

Auf dem Heimweg hat die Marquise in einer Seitenallee ein kleines armes Weib gesehen, das halbtot vor Kälte an einem Baum lehnte.

„Die Arme“, hat sie verstümmelt gemurmelt.

Und da der Wagen zu rasch fuhr und die Marquise ihre Börse nicht gleich finden konnte, hat sie der Unglücklichen ihren Blumenstrauß zugeworfen, einen Strauß weißen Flieder, der sicher seine fünf Goldstücke wert war.

Entwicklung des Weltalls, des Lebens und des Menschen.

Die gute Mutter Erde sah nicht immer so aus, wie sie heute ist. Wasser, Wetter und Alter haben ihr Angesicht seit den unzählbaren Jahrmillionen ihres Bestandes entscheidend verwandelt und sie ist noch immer Veränderungen unterworfen, die der einzelne Mensch mit seiner eng begrenzten Lebensdauer allerdings nicht wahrzunehmen vermag. Land und Meer haben in ihrer Verteilung unablässig gewechselt. Untrügliche Wertzeichen beweisen, daß sogar noch in einer späteren Zeit die Erde auf großen Gebieten von schweren Wassernöten heimgesucht wurde. Darüber erzählt nicht nur das biblische Mythos, auch andere Religionen wissen von der „Sintflut“ zu berichten. Die Forschung hat die Wahrheit dieser Sagen und Märchen bestätigt.

Welche Einblicke in die Geschichte der Urvergangenheit der Erde die Wissenschaft bereits gewonnen hat, hat der ausgezeichnete Kenner der ur- und entwicklungsgeschichtlichen Verhältnisse Dr. Hans Wolfgang Behm in einem im Verlage der Französischen Verlagsanstalt erschienenen Buche (**„Vor der Sintflut, ein Bilderatlas aus der Vorzeit der Welt, dem neuesten Stand vorzeitlicher Forschung entsprechend“**, Preis geb. M. 6.50) zusammengefaßt. Das Buch enthält 130 Abbildungen auf Tafeln und 8 farbige Tafeln, durchwegs prächtige und interessante Bilder, auf das sorgfältigste ausgewählt. Außer der den Bildern vorangestellten Einleitung enthält das wertvolle Buch im Anhang Erläuterungen zu jedem einzelnen der Bilder. Die Sprache Behms ist kristallklar, mitunter sogar von poetischem Schwung, so daß das Lesen der meisterhaften, knapp gehaltenen Darstellung der Erdgeschichte schon sprachlich ein Genuß ist. Der moderne Mensch, der sich die Erfahrungen von tausenden Generationen des Menschenschlechtes nutzbar gemacht hat, so daß er sich in hohem Maße gegen die Unbilden des Wetters zu schützen vermag, weiß nichts von der harten Not, der Bedrängnis, die den Menschen in früheren Erdzeitaltern heimgesuchten und wie unendlich schwer er um sein Dasein ringen mußte. Aus alten Eiszeitklüften und Höhlen hat die Naturforschung in der Form der dürftigen Geräte und Waffen Kenntnis von dem harten Leben unserer Vorfahren gewonnen und darauf die Urgeschichte der menschlichen Erdbewohner aufgebaut, ebenso wie sie aus den Gesteinsarten, ihrer Schichtung und anderen Merkmalen die Gewißheit von dem wechselnden Formenwandel der Erdoberfläche erlangt hat. Aus den versteinerten Tier- und Pflanzenresten weiß man, wie verschieden von heute die Tier- und Pflanzenarten in weit zurückliegenden Urzeiten waren. Ueber die großen Umwälzungen, die seither sich vollzogen haben, erzählt das Buch in spannender Weise und es ist eine Fülle von Belehrung, die es dem Leser bereitet.

Ein nicht minder beachtliches und wertvolles Werk hat im gleichen Verlage Dr. Wolfgang Behm unter dem Titel **„Entwicklungsgeschichte des Weltalls, des Lebens und des Menschen“** (Preis geb. M. 7.50) erscheinen lassen, das nicht weniger als 520 Abbildungen auf Vollbildern und im Text, 4 farbige Tafeln und 1 erd- und entwicklungsgeschichtliche Tabelle enthält. Die Ueberschriften der Gruppen, in die das Buch eingeteilt ist, geben nur eine dürftige Vorstellung von seinem reichen Inhalte, der ein wahrer Born der Erleuchtung für den bildungshungrigen und nach geistigen Schätzen dürstenden Menschen ist. Diese Gruppen sind benannt: Die Entwicklung des erkennbaren Weltgebändes — Entwicklungswege der Erde

und ihres Lebens — Ursprung und Aufstieg des Menschen — Natur und Mensch — Das Zeitalter der Erde und ihre Perioden. Frisch, lebendig und aus gründlichster Kenntnis herausgeschrieben, vornehm und geschmackvoll ausgestattet, eignet sich das Buch außerordentlich als Geschenkwerk. Um der reichen Anregung und Belehrung, die von ihm ausgeht, willen, ist ihm zu wünschen, daß es noch viele Ausgaben erleben möge. r.

Die chinesische Mauer vor dem Abbruch.

Immer wieder verzeichnen chinesische Blätter das Gerücht, daß die chinesische Mauer, das uralte Wahrzeichen Achiinas, das bereits im Verfall begriffen ist, vollständig abgerissen werden soll. Diese weltberühmte, etwa 2500 Kilometer lange Mauer ist das größte Bauwerk der Erde. Sie ist unter Kaiser Tsin-schi-Hwang-ti, einem Zeitgenossen Hannibals, erbaut worden. Sie galt bereits im Altertum als ein größeres Wunder als die Pyramiden im Niltal und die hängenden Gärten von Babylon. In Chinas Geschichte wird der Kaiser Tsin-schi-Hwang-ti, der „grausamste Mann“ genannt. Er ließ Bücher verbrennen und Gelehrte lebend begraben, da sie nach seiner Meinung das Volk auf böse Gedanken brachten. Dagegen förderte er mit allen Mitteln die Baukunst und ließ, wie alte Chroniken erzählen, in zahlreichen Städten seines Reiches hundert prunkvolle Paläste erbauen. Der Palast, den er selbst bewohnte, hatte 10.000 Räume. Die große Mauer dient im Altertum zwei wichtigen Zwecken: „einerseits sollte sie die Horden der Barbaren von China fernhalten, andererseits bei ihrem Bau und bei den Reparaturen Kriegsgefangene, Verbrecher und uneheliche Beamte, insgesamt mehr als eine Million Menschen beschäftigen. Die Leiden der Arbeiter, die den Anstrengungen erlagen, wurden am Fuße der Mauer begraben, so daß die Mauer der längste Friedhof der Erde ist. Es wurde prophezeit, daß das Werk erst dann fertig sein würde, wenn 10.000 Mann geopfert wären. Der Kaiser Tsin-schi pflegte, wenn er guter Stimmung war, zu scherzen, daß er die Götter selbst genarrt habe. Er fand einen Knecht, dessen Name aus denselben Schriftzeichen bestand, die zugleich die Zahl Zehntausend ausdrücken. Der Knecht wurde geopfert, und so ging die Prophezeiung in Erfüllung. Die Mauer windet sich wie ein Band über Berge und Täler. Merkwürdigerweise erwähnt der venezianische Reisende Marco Polo, der im 15. Jahrhundert China besuchte, das gigantische Bauwerk mit keinem Wort. Offenbar wurde es ihm nicht gezeigt, wozu politische Gründe beigetragen haben mögen. Dagegen berichtet der Gesandte Georgs III. von England, Lord Macartney, im Jahre 1790, daß „die Mauer eine außerordentlich wichtige Bedeutung auch in Friedenszeiten habe, da sie die Verbrecher verhindere, das Reich der Mitte zu verlassen“. Der Gesandte rechnete aus, daß bei dem Bau der chinesischen Mauer mehr Steine gebraucht worden seien, als beim Bau sämtlicher Häuser in ganz Großbritannien und Irland im Laufe von mehreren Jahrhunderten. Moderne Ingenieure behaupten, daß auch heute die Mauer nicht besser gebaut werden könnte. Das Baumaterial ist vorwiegend Backstein. Die Breite beträgt am Fundament etwa 8 Meter, an den Zinnen etwa 16 Meter. Fünf Reiter können auf der Mauerform bequem nebeneinander reiten. Die Mauer ist mit zahlreichen Wachtürmen versehen, die früher den Telegraph ersetzten. Gelegentlich irgendwo an der weitausgedehnten Grenze ein Ueberfall, so wurde auf den Wachtürmen Feuer angezündet, so daß die Nachricht in kürzester Zeit Peking erreichen konnte.

Was mancher nicht weiß.

Die Einwohnerzahl Roms vor Cäsar wird auf 700.000 bis zwei Millionen Seelen geschätzt. Großstädte, also Städte mit über 100.000 Einwohner gab es im mittelalterlichen Deutschland nirgends. Die größten Städte, wie Lübeck, Nürnberg, Ulm, Straßburg hatten etwa zwanzigtausend Einwohner.

In Japan ist es der Witwe gestattet, ohne weiteres ihren Mädchennamen wieder anzunehmen und die Schwiegermutter, bei der jede verheiratete Frau wohnt, wieder zu verlassen.

In China ist ein Amazonasstaat mit Namen Lo-Rums entdeckt worden. Die Frauen dieses Stammes haben das Recht, mehr als einen Mann zu ehelichen; sie schließen Heiraten ab, die sechs Monate, sechs Wochen oder sechs Tage währen. Die Nachkommenschaft aus diesen Ehen sieht in dem derzeitigen Manne der Mutter ihren Vater, die ehemaligen Männer gelten als Onkel. Familiennamen sind unbekannt. Die Frauen führen den Haushalt. Käufe und Verkäufe sind nur mit ihrer Genehmigung gestattet.

Die Wüste Sahara ist fünfmal so groß wie Deutschland.

Die Methode der Morphiuminjektion zur Befämpfung des Schmerzes und der Erschlaffenheit ist in England 1857 von Dr. Alexander Wood erfunden worden.

Deutschlands noch im Tagebau gewinnbaren Vorräte an Braunkohle betragen rund 12 Milliarden Tonnen. Bei einer durchschnittlichen Förderung von 145 Millionen Tonnen jährlich würden diese Vorräte an Braunkohle noch an 200 Jahre ausreichen.

Spielarten wurden schon 1120 v. Chr. in China benutzt.

Allerlei.

42 Stunden unter dem Zug. Die Beamten des Pariser Gare du Lyon erlebten kürzlich eine große Ueberraschung, als der Orient-Expresszug einlief. Unter einem Wagen kroch ein großer Burjide hervor, dessen Gesicht mit einer dicken Schicht von Schweiß und Ruß bedeckt war. Der seltsame Reisende war sofort von einer großen Menge umgeben, konnte aber auf alle Fragen nichts erwidern, da er kein Wort Französisch sprach. Schließlich bekam man heraus, daß es sich um einen 18jährigen Serben Stefan Paken handelte, der die ganze Strecke von Bukarest unter dem Eisenbahnwagen verborgen hatte und in dieser unbehaglichen Stellung 42 Stunden ausharrte. Er hatte sich für diese abenteuerliche Fahrt mit zwei Litern Wein und einem Leib Brot verproviantiert und war recht hungrig. Das Ende seiner Reise hatte er sich allerdings anders vorgestellt. Er hatte geglaubt, daß der Zug in einer Vorstadt anhalten und er dann unbemerkt entkommen könnte. Da seine Fähigkeit und Ausdauer dem Stationsvorsteher Eindruck machte, so ließ er ihn nicht verhaften, sondern überantwortete ihn dem serbischen Konsul.

Der Geburtstag der Zigarette. Die Zigarette wird bald ihren 100. Geburtstag begehen. Sie erblickte im Geschäftsdonner, während der Belagerung Alfas im Jahre 1831, das Licht der Welt. Damals hatte Ibrahim Pascha, der Vizekönig von Ägypten, der im Syrischen Feldzug das ägyptische Heer gegen die Türken kommandierte, seinen Kanonieren als Belohnung für die vortrefflichen Schießübungen einen Ballen besten ägyptischen Tabaks nebst einer kostbaren Wasserpeife zur Verfügung gestellt. Die herrliche Wasserpeife wurde aber eines Tages durch ein feindliches Geschöß zersplittert.

Die Kanoniere standen traurig um die Bruchstücke der Peife herum und zerbrachen sich den Kopf, was sie nun mit dem kostbaren Tabak anfangen sollten. Ein Artillerist kam schließlich auf eine glückliche Idee. Neben dem Geschütz lagen einige Papierhüllen, wie sie damals zum Anzünden der Lunte gebraucht wurden. Die Soldaten nahmen einige dieser Hüllen, füllten sie mit Tabak und setzten sie in Brand. Die Zigarette war da.

Dollars als Bodenbelag. In einer Bar, die kürzlich in Havanna eröffnet wurde, ist der Boden mit amerikanischen Silberdollars belegt. Dieser glitzernde Fußboden fand große Bewunderung, und die Beachtung, die ihm die Besucher schenken, war so intensiv, daß der Besitzer sich gezwungen sah, die Dollarschicht mit dicken Glasplatten zu belegen, um das allmähliche Verschwinden des Fußbodens zu verhindern.

Wer küßt, ist unzurechnungsfähig. Vor einem englischen Gericht hat kürzlich ein Rechtsanwalt die angebliche Unzurechnungsfähigkeit seiner Klientin durch den Hinweis begründet, die Frau habe versucht, ihn zu küssen. Leider melden die englischen Blätter nicht, ob das Gericht dieses Argument hat gelten lassen.

Weiteres.

Um Mitternacht kommt Herr Popper nach Hause. Seine Gattin empfängt ihn: „Wo warst du so lange?“ — „Mit meinen Freunden noch etwas laufen.“ — „Um, hm, sonderbar, sonderbar,“ murmelte Frau Popper. — „Worum sagst du sonderbar, Lieblich?“ — „Weil du laufen sagst, du Lump.“

Die liebe Nachbarin. „Denken Sie sich, Frau Piepich, meine Tochter hat was Kleines gekriegt. Wiegt aber bloß fünf Pfund.“ — „Na, wissen Sie, für die zwei Monate, wo sie verheiratet ist, finde ich das doch reichlich!“

Der Wunsch. Max hat einen zum Fenster hinausgeworfen. — „Er hat es selbst gewollt,“ verantwortet sich Max, „er hat mich ausdrücklich darum gebeten.“ — „Erzählen Sie den Schwindel einem andern.“ — „Das ist kein Schwindel. Wir unterhalten uns ganz ruhig, auf einmal haut er mich eine runter. Da fasse ich ihn, hebe ihn hoch, und dabei bin ich wohl auch an das Fenster gekommen, oder auch sogar, habe ich ihn außerhalb des Fensters gehalten. Da schreit er: „Loslassen! Sofort loslassen!“ Na und da ich ein gutmütiger Mensch bin, habe ich ihn eben losgelassen.“

Der beste Keil. Zwei Männer bemühten sich vergeblich, einen Eichenstubben zu zerspalten. Plötzlich lief der eine davon. Als er zurückgekommen war, versuchten sie von neuem ihr Heil. Jetzt ließ sich der Stubben ohne große Mühe spalten. „Wie kommt das denn?“ fragte erstaunt sein Kollege. „Ganz einfach: ich habe von meinem Schwager das Mitgliebsbuch der K.P.D. geholt,“ lautete die Antwort.

Menschenfreundlich. Ein alter menschlich gesinnter Fürst wollte neben anderen Wohltaten für seine Untertanen auch den „verbrecherten seines Landes einen Beweis „and“ väterlicher Huld geben. Er ordnete daher an, daß allen zu lebenslänglichem Kerker Verurteilten unverzüglich ein Jahr ihrer Strafe geschenkt werde.

Der Erste. Der Janttor Hansen erzählte überall in der Stadt, er sei bei Schwundemann u. Sohn der Erste im Geschäft. Das kam dem alten Schwundemann zu Ohren und er fragte Hansen: „Sind Sie denn der Erste im Geschäft?“ — „Ja, Herr Schwundemann,“ jagte Hansen, „ich bin es, ich bin jeden Morgen der Erste, um das Geschäft aufzuschließen.“